

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 40 (1960-1961)

**Heft:** 3: Hochschulprobleme

**Artikel:** Studium generale : Versuch seiner Begründung innerhalb der modernen Universität

**Autor:** Schneider, Peter / Eifler, Günter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-161079>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Studium generale

VERSUCH SEINER BEGRÜNDUNG INNERHALB DER MODERNEN  
UNIVERSITÄT

PETER SCHNEIDER/GÜNTER EIFLER

## *I. Zeitkrise als Anlaß*

Die vieldeutige Wortverbindung Studium generale teilt das Schicksal der meisten Begriffe, die Verbreitung und Anerkennung der an sie geknüpften Hoffnung, eine Not wenden zu können, verdanken: solange die Not in akutem Stadium ist, solange also ihre Abwendung jedermann als zwingende Notwendigkeit vor Augen steht, solange haben sie volle Geltung; setzt sich hingegen, wie es im Laufe der Zeit gewöhnlich zu gehen pflegt, ein mehr oder weniger erträglicher Zustand, eine Art neugewonnener Normalität durch, so schwindet der Grund für außerordentliche Vorkehrungen, und es schwinden mithin Anerkennung und Verbreitung der aus diesem Grund entsprungenen Begriffe.

Die Jahre nationalsozialistischer Herrschaft und der totale Zusammenbruch des Dritten Reiches hatten die deutschen Universitäten 1945 in eine akute, ihr Wesen betreffende Notlage gebracht; die Frage war nicht abzuweisen, wie ein von seinen Gründern ganz aus der abendländischen Humanitätstradition begriffenes Bildungsinstitut mitschuldig werden konnte an der dreizehn Jahre lang in Deutschland beispiellos praktizierten Verleugnung eben dieser den Universitäten Sinn und Grund gebenden Tradition. Genauso unausbleiblich stellte sich dann die Aufgabe, beim Wiederaufbau von allem Anfang her jegliche Vorsorge zu treffen, um die Universitäten künftig gegen einen solchen Verlust ihres eigenen Wesens zu wappnen und sie darüber hinaus auf die Verantwortung für das politische Geschick des Staates zu verpflichten.

In der Schuld am Geschehenen und in der Schuldigkeit für die Zukunft bestand 1945 die aktuelle Not der deutschen Universitäten. Als notwendig galten demzufolge: die politische Erziehung der Studenten, die Weckung ihres sozialen Verantwortungsbewußtseins und der Versuch, hinter der spezialwissenschaftlichen Vereinzelung wieder den universellen Horizont sichtbar zu machen, der alles Wissen zur Einheit humaner Welt- und Selbsterfahrung verbindet. Die zur Erfüllung dieser Notwendigkeiten allenthalben eingeleiteten Anstrengungen wurden zumeist unter den Namen Studium generale gestellt, weil es um die Abweisung einer doppelten Form der Spezialisierung ging, derjenigen nämlich gegenüber anderen Wissenschaftsgebieten und derjenigen,

die darin besteht, die persönliche Verantwortung auszuklammern, die dem Wissenschaftler durch Motive und Folgen seines Tuns, weniger durch die Sache, mit der er sich beschäftigt, auferlegt ist.

## *II. Entwicklungstendenzen im ersten Nachkriegsjahrzehnt*

Die Wege, die seit dem Ende des Krieges in Deutschland zur Verwirklichung des Studium generale eingeschlagen wurden, sind so vielfältig und so verschieden, daß es nicht möglich ist, sie im Rahmen einer knapp gefaßten Darstellung alle zu beschreiben. Dafür ist aber die Gesamtentwicklung an allen Hochschulen sehr ähnlich und deshalb verhältnismäßig leicht zu überblicken. An ihr sind zwei charakteristische Momente hervorzuheben:

1. Entsprechend dem eingangs schon erwähnten allgemeinen Zug zu einem möglichst raschen und zwanglosen Arrangement mit den langsam wieder normal werdenden Zuständen begann man die zunächst fast überall anerkannte Notwendigkeit des Studium generale für fragwürdig zu halten und sah es schließlich als überflüssig an.

2. Als schwerwiegender erwies sich indessen das Argument, daß nach allen Erfahrungen, die vorlägen, das Studium generale ein Mißerfolg gewesen sei und auch künftig sein müsse, da sein Allgemeinheitsauftrag unvereinbar sei mit der spezialwissenschaftlichen Grundlage des Universitätsunterrichtes. Die wissenschaftstheoretischen Bedenken, die in diesem Einwand liegen, müssen weiter unten noch eingehend betrachtet werden.

Im Hinblick auf die verschiedenen Versuche, die mit dem Studium generale gemacht worden waren, lassen sich die hier erhobenen Bedenken in der Tat nicht ganz entkräften. Sehr im Vagen blieb vor allem der entscheidende Begriff des Allgemeinen, und im großen und ganzen müssen auch die Veranstaltungen, die seiner Vermittlung an die Studenten dienen sollten, als recht problematisch beurteilt werden<sup>1</sup>. Er wurde besonders nach drei Richtungen hin ausgelegt, die sich als ebenso viele Haupttendenzen des Studium generale bis auf den heutigen Tag unterscheiden lassen: erstens die wissenschaftliche, zweitens die gesellschaftliche und drittens, der zweiten sehr nahestehend, die politische<sup>2</sup>. Dies mag an dem zu seiner Zeit (1951) als mustergültig angesehenen Programm des Freiburger Studium generale beispielhaft illustriert sein:

1. Der Dies universitatis, der an sechs Tagen im Wintersemester stattfindet und an dem Dozenten Fachvorlesungen von grundlegender Bedeutung halten;
2. die Vorlesungen des «Studium generale», etwa zehn während des ganzen Semesters, wiederum Fachvorlesungen von allgemeiner Bedeutung;
3. die Kolloquien der Tutoren und der mitarbeitenden Dozenten
  - a) für Studierende aller Fakultäten und Semester, wobei eine Einführung in das Wesen und den Zusammenhang der dem Studierenden fremden Fächer angestrebt wird und

- b) für das erste Semester der einzelnen Fakultäten, wobei eine allgemeine Orientierung und wirksame Studienhilfe erreicht werden soll;
- 4. die Arbeitskreise, von Dozenten und Tutoren abgehalten. Sie vereinigen die verschiedenartigsten Interessen, Disziplinen und Bemühungen und führen alle Bereiche der Universität in gemeinsamer Arbeit zusammen. Es gibt (Stand WS. 51/52)
  - a) acht philosophische Arbeitskreise für alle Fakultäten;
  - b) das Colloquium politicum, in dessen Rahmen eine Arbeitsgemeinschaft über Kommunalverwaltung, ein vom Asta (Allgemeiner Studentenausschuß) getragenes Kolloquium über gesamtdeutsche Fragen, ein vom Ring politischer Hochschulgruppen veranstaltetes politisches Forum sowie ein von einer Verbindung veranstaltetes Kolloquium über politische Probleme des Naturrechts laufen;
  - c) die literarischen Arbeitskreise, in denen unter Mitwirkung von Dozenten moderne und klassische Dichtung für Studierende aller Fakultäten interpretiert wird, weiter
- d) die freien Arbeitskreise, in denen ein außerordentlich vielgestaltiges und reges musisches Leben herrscht. Hier sind zusammengefaßt die Studiobühne des «*Studium generale*», die Laienbühnen beider Studentengemeinden, die Laienspielschar des englischen Seminars, die «*Studentischen Filmfreunde*». Weiter das Studentenorchester, eine ganze Reihe von Chören (ein interkonfessioneller Bachchor, die Chöre der Gemeinden, ein russischer, ein lateinischer, ein italienischer Chor), zahlreiche Kammermusikgruppen. Alle diese Gruppen stehen in regem Wettbewerb um die Preise des «*Studium generale*»;
- 5. Endlich gehört hierher die Förderung aller förderungswürdigen studentischen Gemeinschaften durch die Persönlichkeiten und die materiellen Mittel des «*Studium generale*». Auf diese Weise ist die Möglichkeit geschaffen, den so häufig an dem Mangel von ideeller Unterstützung und geldlichem Rückhalt zugrunde gehenden jungen studentischen Gemeinschaften in einer der ganzen Hochschule zugute kommenden Weise zu helfen<sup>3</sup>.

Sieht man von dem sehr ernstzunehmenden ersten Punkt dieses Programms ab, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, Allgemeinheit heiße soviel wie Ausschreiten aller Möglichkeiten, die gemeinhin nach Wahl und Neigung Sache der Initiative des einzelnen Studenten sind. Ob ihre Überführung in eine Organisationsform ein Vorteil ist, mag hier dahinstehen. Was Laienspiel, politisches Forum, Filmdiskussion und Chorsingen auf die durch *Studium generale* zu überwindende Grundproblematik des spezialisierten Fachstudiums vermögen, erscheint dagegen in höchstem Grade zweifelhaft, ja man muß sich fragen, ob auf diese Weise nicht einer gefährdenden Zerstreuung vorgearbeitet wird.

Allein dieses Verständnis von Allgemeinheit als vielseitige, wenn nicht allseitige Berührung mit «allgemeinbildenden» Fragen, Gegenständen und Tätigkeiten bildete lange Zeit den Maßstab der Einzelbemühungen und ist letzten Endes, zugestandenermaßen oder nicht, orientiert an dem Ideal des *uomo universale*. Das leuchtet beispielsweise durch in der Präambel, die der Ankündigung von Veranstaltungen der Humanistischen Fakultät der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg voransteht:

«Sinn und Ziel des humanistischen Teiles des Studiums an der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg ist die Förderung echten Menschentums, weltoffener und ihrer selbst sicherer Persönlichkeiten, die sich der Kultur und ihrer großen Verwirklichungen in Vergangenheit und Gegenwart bewußt sind und sich auch bei der notwendigen Spezialisierung auf fachwissenschaftliches Studium und Beruf die allgemeine Grundlage

und Verpflichtung menschlicher Bildung und Gesittung zu bewahren wissen... Deshalb wird innerhalb dieses Studiums nicht so sehr die Vermittlung von Fachwissen er strebt, als besonders das Verständnis für die bedeutendsten Gebiete menschlichen Denkens und Empfindens. Nicht Halbbildung soll gefördert werden, sondern Einsicht, die zu innerer Steigerung und Sicherung im Leben führt<sup>4</sup>.»

Weniger anspruchsvoll, aber auf Grund desselben, nur stärker politisch akzentuierten Allgemeinheitsbegriffes heißt es in der Verfassung des Landes Rheinland-Pfalz (Artikel 39): «Jeder Student ist verpflichtet, neben seinem Fachstudium allgemeinbildende, insbesondere staatsbürgerkundliche Vorlesungen zu hören.»

Daß allgemeinbildende Vorlesungen zur Domäne des Studium generale werden mußten, erklärt sich nicht nur aus seinem prinzipiellen Allgemeinheitsauftrag, sondern oft, so zum Beispiel in Mainz, daraus, daß diese Einrichtung zunächst propädeutischen Zwecken diente, das heißt Allgemeinkenntnisse vermitteln sollte, die der Studienanfänger eigentlich zum größeren Teil in der Schule hätte lernen müssen. Hebung des Wissensniveaus, Erweiterung des Kulturhorizontes und Weckung des Bewußtseins für das «Ganze» ergaben sich so als Ziel des Studium generale, und es ist nur selten gelungen, so etwa im Leibniz-Kolleg der Universität Tübingen<sup>5</sup>, diese von der Universität nicht auf direktem Wege, unabhängig vom jeweiligen Fachstudium zu lösende Aufgabe im Rahmen einer sinnvoll eingerichteten und dauerhaften Vorstudienanstalt zum Nutzen der Universität selbst in Angriff zu nehmen. Gewöhnlich entstanden nach Fortfall des eigentlich propädeutischen Auftrages und durch den Versuch, den immatrikulierten Studenten Allgemeinbildung nahezubringen, wenig glückliche Zwitterformen aus einem Kenntnisvermittelnden Unterricht und einer von den Studenten in Freiheit und Selbständigkeit auszuwählenden und zu verarbeitenden akademischen Lehre. (In Studienberatung, Arbeitsgemeinschaften für Anfangssemester und dergleichen halten sich noch heute Reste der früheren Propädeutika.)

Es ist hier nicht möglich, den fragwürdigen Begriff einer Allgemeinbildung in extenso zu diskutieren. Wie immer man ihn aber auch fassen mag: philosophisch-ethisch, geistesgeschichtlich, theologisch, schlimmstenfalls enzyklopädisch; an einer mehr oder weniger willkürlichen Auswahl der Fragestellungen und Gegenstände wird man nie vorbeikommen<sup>6</sup>. Ebensowenig läßt es sich vermeiden, um den Preis der Verbreiterung einen Verlust an Gründlichkeit und Tiefgang in Kauf zu nehmen. Wer daher glaubt, durch ein allgemeinbildendes Studium generale werde die Universitas als eine die Vielheit der Fakultäten umgreifende Einheit, als die Ordnung, innerhalb deren jedes Fach eine

bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat, sichtbar und begreiflich gemacht, der gibt sich einer Täuschung hin und erwartet etwas ganz Unmögliches von dieser Einrichtung. Wurden und werden solche Erwartungen mit dem Studium generale verknüpft, so scheiterte dieses Unternehmen zwangsläufig oder es wird dort, wo es noch nicht abgebrochen wurde, zwangsläufig scheitern.

Diese von den Kritikern des Studium generale etwa in den Jahren 1956 und 1957 immer lauter erhobenen Einwendungen — zusammengefaßt beispielsweise in einer 1957 gehaltenen Rede Professor Coings (Frankfurt) — lassen sich keinesfalls abweisen. So konnte es nicht ausbleiben, daß zwischen den Gegnern und Verfechtern des Studium generale eine heftige Diskussion entbrannte, in deren Verlauf der umstrittene Begriff zeitweilig zu einem stets weniger klar bestimmten Modewort wurde. — Unterdessen haben sich die Wogen der Auseinandersetzung wieder geglättet, das Wort Studium generale kommt gleichsam aus der Mode, die damit gemeinte Sache gilt ziemlich allgemein als erledigt.

### *III. Notwendigkeit der wissenschaftstheoretischen Begründung*

Man kann diesen Tatbestand mit bedauernder Resignation zur Kenntnis nehmen; man kann ihn aber auch als günstige Chance bewerten, der vielleicht doch nicht erledigten *Sache* des Studium generale erneut nachzudenken, ohne sich gleich in ein bestimmtes «Lager» gedrängt zu sehen. Die anzustellende Überlegung muß dann zwei Gesichtspunkte berühren: erstens einen systematischen und zweitens einen praktischen. Unter systematischem Blickwinkel ist zu fragen, ob angesichts des heute wieder normalisierten Studienbetriebs überhaupt ein Bedürfnis nach Studium generale besteht, und wo, falls man es weiterhin als erforderlich anerkennt, einsteils seine Möglichkeiten, andernteils seine Grenzen liegen. Von Anfang an ist hier darauf zu achten, daß diese Fragen nicht auf Grund von Erwägungen entschieden werden können, die nur der Auseinandersetzung mit einer vorübergehenden politischen oder sozialen Konstellation entstammen, selbst wenn diese den akademischen Unterricht in seinem Wesensgehalt betrifft, sondern ausschließlich auf der Grundlage einer Argumentation, die aus der Kontinuität dieses Wesensgehalts selbst entwickelt wird. Konkreter gesprochen: es waren weniger situationsbedingte politische, soziale oder gar moralische Probleme als solche, die in der Notlage von 1945 zwingend eine ihnen angemessene Beantwortung herausforderten, sondern in diesem Augenblick trat eine der Wissenschaft und dem wissenschaftlichen Unterricht selbst eigene Problematik, die ihnen schon lange vorher innewohnte, in eine sichtbare und plötzlich jedem erkennbare Krisis. Ein wohlverstandenes Studium generale hat es demnach nicht mit der akuten Krisis, sondern mit ihren in Forschung und Lehre aufzusuchenden Gründen — also unbedingt und ausschließlich mit Wissenschaft zu tun; es erledigt sich nicht mit der äuße-

ren Beruhigung der Verhältnisse und ist keinesfalls ein Institut zum Zwecke unvermittelter politischer, sozialer oder weltanschaulich-moralischer Erziehung. Von diesem Standpunkt her müssen dann auch die zu treffenden praktischen Maßnahmen zu seiner Verwirklichung ihre Bestimmung erfahren.

#### *IV. Der wissenschaftstheoretische Ort*

Wissenschaftliches Arbeiten ist seinem Wesen nach durch die Bemühung bestimmt, das Besondere in einem ihm gegenüber allgemeineren Zusammenhang zu begreifen. Auf diesem Wege gliedert sich die unübersehbare Fülle der Einzeldaten eines Sachgebietes zu einer überschaubaren Ordnung. Da es aber ein Allgemeines ohne spezifische Besonderheit nicht gibt und umgekehrt das Besondere wissenschaftlich überhaupt erst interessant wird, soweit es grundsätzlich in einer höheren Allgemeinheit begriffen werden kann, mithin Allgemeinheit und Besonderheit in einem polaren Verhältnis zueinander stehen, sind Spezialisierung und Generalisierung eine der Idee nach identische Bewegung: im Rückgang auf das Spezielle wird das Allgemeine gesucht; der Weg ins Allgemeine dient dem Verständnis des Besonderen.

Gegenüber dieser Grundform wissenschaftlichen Denkens gibt es zwei Verfallsformen, die sich gegenseitig hervortreiben: einerseits die schlechte Generalität, die sich vom einzelnen abgelöst hat und auf bloße Spekulation angewiesen ist; andernteils die schlechte Spezialität, die sich im Registrieren des einzelnen erschöpft und das Allgemeine aus dem Auge verliert. Vor allem die letztere trat in dem Normalisierungsprozeß des Studienbetriebs an den deutschen Hochschulen in Erscheinung: die Verschulung des wissenschaftlichen Unterrichtes gewann an Boden und, Hand in Hand mit ihr, die Verfestigung eines zweckgerichteten Spezialistentums. Es hat sogar nicht an Stimmen gefehlt, die diese Entwicklung begrüßten, weil sie zu größerer Effektivität der Universitätsausbildung in kürzerem Zeitraum führe<sup>7</sup>. Das ist ein gefährlicher Irrtum, der gerade die Einzelwissenschaft selbst betrifft. So speziell sie nämlich auch sein mag, sie verliert den Rang einer Wissenschaft, wenn sie die Bewegung vom Besonderen zum Allgemeinen nicht mehr vollzieht, wenn sie sich mit der positivistischen Bestandsaufnahme begnügt und ihre Ergebnisse hinsichtlich eines systematischen Zusammenhangs unbefragt läßt. «Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinander gereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren<sup>8</sup>.» Wissenschaft verfällt dann zu einem bloßen Konglomerat unverbundener Fakten, die vom Studenten als Zweckwissen erlernt werden, seine persönliche geistige Entfaltung jedoch allenfalls als Last bedrücken, anders aber in keiner Weise berühren oder gar verändern.

Aus dieser im Versagen fachwissenschaftlicher Arbeit gründenden Tatsache läßt sich ein Bedürfnis nach Studium generale *nicht* herleiten, da sie durch Studium generale nicht repariert werden kann. An der Illusion, daß dies möglich sei, sind in den vergangenen Jahren viele wohlgemeinte Bemühungen gescheitert, und sie mußten scheitern, weil sich der qualitativ an ein bestimmtes Fach gebundene Zusammenhang von Allgemeinem und Besonderem keinesfalls auflösen läßt in ein Studium speciale und ein unabhängig davon betriebenes Studium generale oder universale, welches dann notwendig der oben erwähnten schlechten Generalität verfällt. Die Dinge liegen vielmehr genau umgekehrt: das Studium generale setzt das intakte Fachstudium voraus und bleibt nur solange wissenschaftlich, als die Einzeldisziplin ihren Wissenschaftscharakter wahrt. Es ist also auf diejenigen Dozenten und Studenten angewiesen, die ihre Lehre und ihr Studium wirklich als ein wissenschaftliches Bemühen im uneingeschränkten Sinne dieses Wortes begreifen, die, anders gesprochen, um Erkenntnis und nur um diese bemüht sind und die Fähigkeit besitzen, sich in ihrem Handeln von dem Erkannten bestimmen zu lassen. Nur wo aus der Erfahrung einzelwissenschaftlicher Arbeit das Bewußtsein erhalten ist, daß das Streben nach immer umfassenderer Allgemeinheit ein genuin wissenschaftliches Bemühen ist, hat Studium generale einen möglichen Sinn.

Nach den bisherigen Ausführungen darf Studium generale nicht als selbständige und unabhängige Einrichtung verstanden werden, mit deren Hilfe bestimmte, nur von den Einzelwissenschaften zu verantwortende Verfallserscheinungen des akademischen Unterrichtes behoben werden könnten. Sein Allgemeinheitsauftrag kann daher nur die Universität als Universität betreffen, das heißt das Problem des Zusammenwirkens der verschiedenen Fachdisziplinen in der hier vorerst nur als äußere Organisationsform begriffenen Einheit der Universität.

Besteht in diesem Sinne ein Bedürfnis nach Studium generale? — Die Aufteilung der Universität in verschiedene Fakultäten ist so alt wie sie selbst. Einheit als Unterschiedslosigkeit hat es in ihr nie gegeben, folglich auch keine Allgemeinheit, die anderwärts hätte Ausdruck finden können als in der Besonderheit der Fakultäten<sup>9</sup>. Arbeitsteilung und Universalität entsprangen zu allen Zeiten einem identischen Prinzip. So gilt heute wie eh und je der Satz Platons, Spezialisierung bürge für Qualitätsleistung, und es sei besser, der Bauer sorge für Nahrung, der Weber für Kleidung und der Baumeister für Behausung, als daß jeder für sich die drei Grundbedürfnisse zu befriedigen suche. Das Interesse am Gedeihen des Ganzen bewegt Schleiermacher anlässlich der Berliner Universitätsgründung dazu, die Notwendigkeit der Spezialisierung ausdrücklich zu betonen: «Darum bilden alle ein Ganzes, weil sie sich eins fühlen durch den lebendigen Sinn und Eifer für die Sache des Erkennens überhaupt und durch die Einsicht in den notwendigen Zusammenhang aller Teile des Wissens; eben darum aber sondern sie sich auch wieder in verschie-

dene Abteilungen, weil jeder Zweig des Wissens einer noch engern Vereinigung bedarf, um gründlich und zweckmäßig bearbeitet zu werden. Je feiner diese Verzweigung sich vervielfältigt (!) und je lebendiger dabei die Einheit des Ganzen bleibt, ohne sich in eine leere Form zu verlieren, . . . um desto vollkommener ist die Einrichtung des Ganzen<sup>10</sup>. »

Das ernste Beharren auf der Bedeutung der Spezialdisziplin ist durchaus nicht, wie heute oft angenommen wird, durch die fortschreitende Spezialisierung erzwungen, sondern ganz einfach eine systematische Gegebenheit: sie widerspricht der Einheit der Universität nicht, sondern sie ist geradezu ihr Konstituens: «Je mehr ein Gelehrter seinen besonderen Kreis als Zweck an sich selbst begreift (!), ja ihn für sich wieder zum Mittelpunkt alles Wissens macht, den er zur allumfassenden Totalität erweitern möchte, desto mehr bestrebt er sich, Allgemeines und Ideen in ihm auszudrücken. Dagegen je weniger er vermag, ihn mit universellem Sinn zu fassen, desto mehr wird er ihn . . . nur als Mittel begreifen<sup>11</sup>. » Genauer als in dieser Formulierung Schellings lässt sich der Standpunkt eines recht verstandenen Spezialistentums kaum ausdrücken. Wenn nun diese die Spezialisierung betonenden Äußerungen richtig sind, dann gilt auch umgekehrt, daß die Frage nach Einheit und Allgemeinheit kein müßiger Luxus ist, sondern in gleicher Weise als ein systematisches Erfordernis angesehen werden muß. Sie ist bei Schleiermacher und Schelling selbstverständlich mitgedacht; Fichte spricht sie unmißverständlich aus: «Der Geist jeder besonderen Wissenschaft ist ein beschränkter und beschränkender Geist, der zwar in sich selber lebt und treibet und köstliche Früchte gewährt, der aber weder sich selbst, noch andere Geister außer ihm zu verstehen vermag<sup>12</sup>. »

Es ist nun freilich unbestreitbar, daß wir heute nach der ernüchternden und in den Einzelwissenschaften überaus erfolgreichen Phase positivistischer Wissenschaftspraxis den systemfreudigen Optimismus der Philosophie des deutschen Idealismus nicht mehr teilen können und weniger gewiß sein dürfen, im Mannigfaltigen schon das eine, in der Fülle des Besonderen schon das Allgemeine zu erfassen. Längst ist der einzelne Forscher außerstande, noch das Ganze nur seines eigenen Fachgebietes inhaltlich zu überschauen, geschweige denn den Umkreis aller an einer Universität gelehrt Wissenschaften. Aber die Frage bleibt. Vor der Unmöglichkeit, eine befriedigende Antwort zu finden, mag man resignieren; ihre Berechtigung zu leugnen, ist eine gefährliche Gedankenlosigkeit, die sich auf jede Spezialwissenschaft unausweichlich auswirken muß. Denn die Abgrenzungen der einzelnen Fachwissenschaften gegeneinander haben sich nur im Laufe einer historischen Entwicklung und nur aus praktischen Gründen herausgebildet. Es ist daher vollständig sinnlos, aus der praktisch gebotenen Spezialisierung ein ausschließendes Prinzip zu machen, vermöge dessen jeder Versuch, nach Einheit und Allgemeinheit der Wissenschaften zu fragen, schon als unwissenschaftlich zu verwerfen wäre. Nichts rechtfertigt die Behauptung, es gebe und könne nur geben ein insulares Neben-

einander völlig unverbundener Einzelwissenschaften, und es sei eher eine Tugend als ein Mangel, sich so wenig wie möglich um etwa bestehende Zusammenhänge, Berührungen, Gegensätze oder Übereinstimmungen zwischen ihnen zu kümmern<sup>13</sup>. Solange man sich nicht bereitfindet, Wissenschaft nur für eine partikuläre Kunstfertigkeit zu halten und damit alle ihr innewohnende bildende Kraft über Bord zu werfen, solange man daran festhalten will, daß sie eine der Begegnungsweisen menschlichen Geistes mit der Welt und mit sich selber ist, solange ist die Bemühung um eine die einzelnen Wissensbereiche zusammenhaltende Allgemeinheit, die Frage nach einer in ihnen ausgedrückten Einheit ein zwingendes Bedürfnis. Da weder Einheit noch Allgemeinheit auf spekulativem Wege als vorhanden antizipiert werden dürfen, sondern nur in der wechselseitigen Auseinandersetzung der einzelnen Wissenschaften auffindbar sind, ist Studium generale nichts anderes als die Reflexion der Universität auf sich selbst durch das Medium fachwissenschaftlicher Betrachtung.

#### *V. Verwirklichungsmöglichkeiten*

Wenn so das Bedürfnis nach Studium generale aus dem Wesen der Universität und den gegenwärtigen Bedingungen wissenschaftlichen Lehrens und Lernens systematisch als gesichert zu betrachten ist, so erhebt sich gleich die Frage nach der Möglichkeit, diesem Bedürfnis zu genügen, und nach den in dieser Absicht einzuschlagenden praktischen Wegen.

Keine Wissenschaft kann auf die Dauer darauf verzichten, sich selbst in einer grundsätzlichen Weise zu befragen, und das heißt in allgemeiner Weise zu befragen, wenn anders der Grundsatz zur Erhellung und zum klaren Begriff der einzelnen Sätze beiträgt. Im umfassendsten Sinne ist hier an die Reflexion auf die Wissenschaftlichkeit einer Wissenschaft zu denken, mit andern Worten an die Ausgrenzung und Ausgrenzbarkeit des je-spezifischen Gegenstandsgebietes aus dem gesamten Umkreis des Erkennbaren, an die Systematisierung und Systematisierbarkeit dieses Gegenstandsgebietes, an Art und Rechtfertigung der im Interesse systematischer Gegenstandserfassung angewendeten Methoden; in einer zweiten Überlegung an das je-spezifische Verhältnis von Theorie und Praxis, das heißt daran, wie die mit wissenschaftlicher Erkenntnis verflochtene Handlung als solche abgehoben und abhebbar ist gegenüber dem gesamten Umkreis moralischen und politischen Handelns.

Es muß hier ausdrücklich betont werden: die genannten Fragen stellen sich jeder Einzelwissenschaft unumgänglich im Zusammenhang ihrer eigenen Tätigkeit (was nicht ausschließt, daß man sie übersieht und munter darauflos-wirtschaftet); keine Einzelwissenschaft aber ist in der Lage, sie allein, nur aus sich selbst heraus zu beantworten. Jede Besonderheit nämlich wird ihrer selbst als diese nur dann gewiß, wenn sie sich in einem bestimmten Verhältnis zum

Allgemeinen begreift. Freilich: dies Allgemeine ist kein zum voraus Feststehendes, keine wissenschaftstheoretische Doktrin, nach der jedem Fach eine bestimmte Stelle zugewiesen würde; es hat nichts zu tun mit einem als ideale Ganzheit gedachten harmonischen Kosmos der Wissenschaften, aus dem die Bestimmtheit jeder Einzeldisziplin deduziert werden könnte. Mit aller Entschiedenheit ist vor spekulativen Modellen dieser Art zu warnen, und ein Studium generale, das sozusagen als unabhängige sechste Fakultät eine solche Doktrin zu seinem Lehrgegenstand machen wollte, wird mit vollem Recht verworfen.

Das Wort haben im Studium generale nur die Einzelwissenschaften, weil es im Prinzip an der Universität überhaupt keine andere legitimierte Redeweise gibt. Sie allein sind imstande, ihre jeweilige Besonderheit gerade in den Fragen zur Sprache zu bringen, die den Grund ihrer Wissenschaftlichkeit berühren und daher nicht mehr aus der Perspektive der Einzelwissenschaft beantwortet werden können, sondern nur im Austausch mit den anderen Wissenschaften, die zusammengenommen heute wie vormals und zu jeder Zeit alles, was Menschen erkennbar ist, in einem vielfältig gegliederten, für den Einzelnen unübersehbaren Gegenstandsfeld darstellen. Es gilt also: nur indem man den radikalsten Ernst mit der einzelwissenschaftlichen Auffächerung menschlicher Erkenntnis macht, ist die Frage nach ihrer in dieser Unterschiedlichkeit und nirgendwo anders konkretisierten Einheit überhaupt möglich.

Aus dieser Einsicht entsprang ein Versuch, der nun schon länger als zwei Jahre an der Universität Mainz läuft. Von den verschiedenen Formen, in denen die hier geforderte Selbstreflexion der Wissenschaften vollzogen werden kann, wurde als eine der natürlichen das Gespräch gewählt, und zwar das Gespräch, zu dem sich die in der Universität vereinigten Fachrichtungen, vertreten durch Professoren, Assistenten und Studenten, zusammenfinden. Der gewählte Gesprächsgegenstand mußte von solcher Art sein, daß er von jedem Fachgebiet her eine vorbehaltlos spezialwissenschaftliche Aussage erlaubt. Schon diese Voraussetzung gewährleistet in aller Regel die Grundsätzlichkeit des Gesprächs, denn sie ist nicht zu erfüllen, wenn man es mit Randbegriffen zu tun hat. Es ist demzufolge alles darauf angelegt, die Unterschiedenheit oder Übereinstimmung im Grundsätzlichen zu ermitteln.

In den bisherigen Folgen der *Mainzer Universitätsgespräche* wurden die nachstehenden Fragestellungen behandelt: 1. «Das Experiment und die Grenzen des Experimentierens»; dabei war die Absicht leitend, daß jede Spezialwissenschaft aus ihrer Perspektive möglichst konkret bestimme, welche methodische Rolle dem Experiment in ihrer Tätigkeit zukommt und wo die theoretischen und praktischen Grenzen, also gegebenenfalls auch die moralischen Grenzen des Experimentes liegen. Das Ergebnis lag demnach in der Einsicht des unterschiedlichen Wertes, den das Experiment als Erkenntnisinstrument relativ auf verschiedene Gegenstandsbereiche hat, ferner in der Darlegung der

über das wissenschaftliche Einzelbeispiel zum Bewußtsein gebrachten allgemeinen Verflochtenheit von theoretischer Forschung mit der auch noch im speziellsten Ansatz zwingend begegnenden Lebenstotalität. 2. «Das Gesetz und seine Funktion in den Bereichen menschlichen Denkens und Handelns»; hier war die systematisierende Bedeutung des Gesetzes zu behandeln, also die Art, wie sich die auf höhere Allgemeinheit und zusammenfassende Einheit gehenden Bemühungen des menschlichen Geistes in den verschiedenen Wissenschaftszweigen konkretisieren, wobei, genau wie anlässlich der Beschäftigung mit dem Experiment, auch hier die Relativität des Gesetzesbegriffes auf die durch ihn zu ordnenden Gegenstandsbereiche und Tatsachen im Ergebnis erschien. 3. «Die Stellung der Wissenschaften im historischen und dialektischen Materialismus<sup>14</sup>.» In dieser Fragestellung sehen sich die einzelnen Wissenschaften einer wissenschaftstheoretischen Position gegenüber, die — und das ist gerade im Sinne des Studium generale, wie es hier verstanden wird, interessant — für sich beansprucht, der allerallgemeinsten Prinzipien der Wissenschaft immer schon gewiß zu sein. Das streng aus den Sachgebieten der einzelnen Wissenschaften und aus deren kritischem Gedankenaustausch entwickelte Studium generale setzt sich demzufolge mit einem vorweggenommenen Anspruch auf Generalität und Einheitlichkeit — also gewissermaßen mit seiner eigenen Gefährdung — auseinander. Wenn die sorgsame und unvoreingenommene Prüfung, inwieweit die marxistisch-leninistische Erklärung der Wirklichkeit mit ihrer fachwissenschaftlichen Interpretation übereinstimmt oder nicht, zu dem Ergebnis kam, daß sich wichtige einzelwissenschaftliche Forschungsergebnisse der ideologischen Deutung widersetzen und durch ihre sachliche Selbständigkeit sogar Änderungen der Dogmatik erzwingen, so hat diese Erkenntnis hinsichtlich aller Versuche, die nie vorherzusehenden Unterschiede durch ein identisches Erklärungsprinzip zu überspielen, das höchste Gewicht und stellt eine entschiedene Warnung gegenüber vielen anderen, von wissenschaftsfremden Gesichtspunkten geleiteten Generalisierungen dar. Der mittelbare politische Lehrgewinn dieser Reihe liegt klar auf der Hand. 4. «Objekt und Objektivität in den Wissenschaften»; damit ist das Aufgliederungsprinzip der verschiedenen Wissenschaften angefragt, das heißt, das im Gegenstand verbürgte Verhältnis der Wissenschaften zueinander. In gleicher Weise war zu fragen, wie sich Objektivität als die Beziehung des Forschers auf sein Objekt zu diesem verhält, oder vielleicht umgekehrt, das Objekt seiner singulären und speziellen Art nach wenigstens mitbestimmt wird durch die Objektivitätsforderung und die ihr innenwohnenden Notwendigkeiten.

Die Behandlung jeder der genannten Fragen in einer Vortragsreihe, an der die Hochschullehrer möglichst vieler, jedenfalls aber verschiedener Universitätsdisziplinen mit je einem streng fachgebundenen Vortrag beteiligt waren, verbürgte das im Laufe dieser Ausführungen mehrfach geforderte polare Verhältnis von Allgemeinheit und Besonderheit. Bezieht sich der Vortragende je-

weils auf den aus seiner wissenschaftlich-spezialen Arbeit hervorwachsenden Begriff von Objekt, Gesetz, Experiment usw., so besteht gleichwohl in der Diskussion die Möglichkeit, zu erörtern, in welchem Verhältnis sich der spezialwissenschaftliche Standpunkt zu denen anderer Wissenschaften befindet und befinden muß, wenn anders die Arbeitsteilung in Fachdisziplinen nicht willkürlich, mechanisch und prinzipienlos, sondern eben sachbedingt, lebendig und einem sinnvollen Prinzip entsprechend sein soll. Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß es ein erheblicher Unterschied ist, ob eine Spezialwissenschaft in völliger Autarkie und Isolation betrieben wird, oder ob sie sich, unbeschadet ihrer Spezialität, als Teilbereich eines ganzen, in sich gegliederten Feldes menschlicher Bemühungen um Klarheit und Erkenntnis begreift. Sicher wird sie auch im ersten Sinne erfolgreich sein können; zu verantworten als der denkende Zugriff des Menschen auf die Wirklichkeit ist sie nur im zweiten. Sie erfährt, um es zugesetzt zu sagen, ihre volle Konkretion erst in der Begegnung mit anderen Wissenschaftszweigen, an denen sie ihre eigene Verflochtenheit in die allgemeine und einheitliche Sache des Erkennens wahrnimmt; ohne diese Begegnung bleibt sie in der Abstraktion und verfehlt, so merkwürdig das klingen mag, selbst die Wirklichkeit ihres kleinen, starr ausgegrenzten Gegenstandsgebietes.

Auf diese der Einzelwissenschaft theoretisch wie praktisch lebensnotwendige Einsicht sollen die Mainzer Universitätsgespräche hinwirken. Die bisherigen Ergebnisse waren ermutigend. Es zeigte sich, daß die oft beschworene Unmöglichkeit, einander noch zu verständigen und zu verstehen, es sei denn unter Verzicht auf Gründlichkeit und nur mit Hilfe einer alle wesentlichen Eigenarten verschleifenden, unverbindlichen und rein abstrakten Formalisierung, eine Legende ist. Solange in einzelnen Fächern wirklich in denkender Anstrengung Wissenschaft getrieben wird, ist es selbstverständlich möglich, gerade aus dieser Anstrengung des Denkens heraus über das von verschiedenen Menschen in verschiedener Weise Bedachte zu sprechen<sup>15</sup>. Dabei werden, und das liegt in der Natur der Sache wie in der des sachgebundenen Denkens, auch die 1945 in Deutschland so stark in den Vordergrund getretenen, im Grunde aber allem wissenschaftlichen Tun zu jeder Zeit inhärenten moralischen, sozialen und politischen Probleme in das einende Selbstverständnis der Wissenschaften einbezogen und diesen ihre Beziehung zu der ganzen Wirklichkeit, die zwar unübersehbar aber nicht spezialisiert ist, zurückgegeben. Mehr kann und darf das Studium generale nicht wollen. Wenn es aber in dieser Richtung auch nur bescheidene Erfolge erzielt, so wäre viel gewonnen.

<sup>1</sup> Als Hauptveranstaltungstypen haben sich im Laufe der Zeit die Ringvorlesung und der sogenannte Dies academicus herausgebildet. In beiden Veranstaltungen geht es darum, durch das Zusammenwirken mehrerer Fachdozenten «möglichst weitgefaßte Themen in möglichst allgemeinverständlicher, aber wissenschaftlicher Weise den Studierenden aller Fachrichtungen zugänglich» zu machen. Vgl. W. Killy, Studium generale und studentisches Gemeinschafts-

leben, Berlin 1952, S. 19f. Ausführlich zur Problematik von Dies und Ringvorlesung id. S. 35ff. <sup>2</sup> Vgl. Killy, a. a. O., S. 19. <sup>3</sup> Zitiert nach Killy, a. a. O., S. 26f. <sup>4</sup> Zitiert nach Killy, a. a. O., S. 29f. <sup>5</sup> Das vor dem eigentlichen Fachstudium zu absolvierende wissenschaftliche Jahr des Leibniz-Kollegs ist in Trimester eingeteilt, die den Hauptthemen «Die Natur», «Geschichte und Gesellschaft» und «Die Person» gelten (Killy, S. 51). Im Zeitraum eines ganzen, durch Fachvorlesungen nicht beanspruchten Jahres läßt sich natürlich mit hinlänglicher Sorgfalt eine allgemeine Verständnisgrundlage legen, die derjenigen eines durchschnittlichen Abiturienten bei weitem überlegen ist und so als sinnvolles Korrektiv für die folgende Verengung in fachspeziellem Sinne angesehen werden kann. Es gibt daher zahlreiche Beispiele dafür, daß ehemalige «Leibnizianer» auch in ihren Fachstudien überdurchschnittliche und ausgezeichnete Leistungen erzielen. <sup>6</sup> Das zeigt sich deutlich an dem Veranstaltungsprogramm der Humanistischen Fakultät der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg (vgl. Killy, S. 31). «Für das erste Semester zum Beispiel werden 18 Wochenstunden gelesen, die teils obligatorische Fächer (deutsche Literatur, Philosophie, Geschichte), teils Wahlfächer (Anthropologie, Musikgeschichte, alte Sprachen, neue Sprachen, Geographie, Geologie, Astronomie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) bieten.» Noch deutlicher ist das von Killy (S. 36) zitierte Hamburger Beispiel mit den folgenden für den Dies academicus vorgesehenen Ankündigungen: Städtebau, Architektur und Leben; Mathematische Spiele; Konjunktur und Krise; Grundlagen der Ethik und des Rechts; Beispiele für die Regulation der Lebensvorgänge; Die Kunst des Streichquartetts; Die Mineralogie und ihre Anwendung. — Besser als zufällige Zusammenstellungen dieser Art sind durchgeplante und aufeinander bezogene Vorlesungen wie beispielsweise die Reihen «Die Persönlichkeit in dieser Zeit», «Große Geschichtsdenker», «Romantik», «Beiträge der Wissenschaften zum Selbstverständnis des Menschen», «Die Bedeutung des 19. Jahrhunderts für die Wissenschaften», «Vom Unbelebten zum Lebendigen» (Killy, S. 39). Trotzdem ließe sich mit Grundfragen, warum gerade die Romantik gewählt wird, weshalb Geschichtsdenker und welche systematische Beziehung zwischen solchen Themen und dem Fachstudium eines Chemikers oder eines Geographen besteht. Für sie hat eine solche Reihe nicht mehr Wert, als ihn gemeinhin die übrigens notwendigen Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten haben: sie gewähren einen meist flüchtigen Blick über den Zaun, bestätigen, was ohnehin gewiß ist, nämlich daß es außer der eigenen Fachdisziplin noch andere gibt. Zum tieferen und allgemeineren Verständnis der eigenen Wissenschaft ist auf diesem Wege in aller Regel nichts zu gewinnen. Darum aber gerade soll es im Studium generale doch gehen. <sup>7</sup> Die Lösung eines hochspezialisierten Fachstudiums von den allgemeineren Grundlagen selbst dieses Faches und eine dazu parallel laufende kultatkundlich-allgemeinbildende Orientierung der Studierenden wird häufig mit dem Hinweis auf die unstreitigen einzelwissenschaftlichen Erfolge begründet, die das höhere Unterrichtswesen in der Sowjetunion verzeichnen kann. Dort ist die Trennung von Spezialausbildung und, wenn man so sagen darf, Persönlichkeitsbildung im Sinne der schlechthinnige Allgemeinheit beanspruchenden Lehre des Marxismus-Leninismus in äußerster Konsequenz vollzogen. Vgl. dazu Klaus Meyer, Das sowjetische Hochschulsystem, in Die Stellung der Wissenschaften im historischen und dialektischen Materialismus. Mainzer Universitätsgespräche des Sommersemesters 1959, Mainz 1959, S. 8ff. <sup>8</sup> W. v. Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin. Die Idee der deutschen Universität, Darmstadt 1956, S. 379. Ganz ebenso I. P. V. Troxler, Die Gesamthochschule der Schweiz und die Universität Basel, Trogen 1830, S. 93, Anm.: «... man vergißt, daß das Lernen nicht der Zweck der Universität ist, sondern das Erkennen; daß dort nicht das Gedächtnis angefüllt, sondern daß ein ganz neues Leben, daß ein höherer, daß der wahrhaft wissenschaftliche Geist in den Jünglingen soll angeregt werden.» <sup>9</sup> Vgl. Troxler, a. a. O., S. 91: «Jede Fakultät ist eine eigene Universität, wie jeder Zweig ein Baum, in eigener Gestalt das allgemeine Ganze in sich als besonderen Teil aufnehmend und nötigenfalls auch wieder aus sich entwickelnd.» Ähnlich formuliert Jaspers: «Die Tatsache, daß fast

alle Wissenschaften sich gelegentlich zu den eigentlichen, allumfassenden Wissenschaften verabsolutiert haben, hat einen sinnvollen Grund. Er liegt darin, daß jede echte Wissenschaft ein Ganzes ist.» Freilich sieht Jaspers in dieser verständlichen Neigung zur Absolutsetzung einzelner Wissenschaften auch einen «Irrtum», der darin liegt, «daß dabei die anderen konkreten Ganzheiten des Erkennens in ihrem eigenen Ursprung nicht mehr gesehen werden, so daß eine Verarmung des Wissenschaftsbewußtseins durch die Beschränkung auf die übersteigerte besondere Wissenschaft eintritt». Die Idee der Universität, Heidelberg 1946, S. 72 f.<sup>10</sup> Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, in: Die Idee der deutschen Universität, Darmstadt 1956, S. 235 f.<sup>11</sup> Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, in: Die Idee der deutschen Universität, Darmstadt 1956, S. 19.<sup>12</sup> Fichte, Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe, in: Die Idee der deutschen Universität, Darmstadt 1956, S. 147.<sup>13</sup> «Von der einen Seite her kann die Universität... aussehen wie ein Aggregat von Schulen, die sich gegenseitig nichts angehen — oder auch wie ein geistiges Warenhaus, in dessen Fülle an Angebot ein jeder sich erwerben mag, was er will. Von der anderen Seite aber bedeutet dieser Aspekt nur den Vordergrund, der Verfall wäre, wenn er zur wirklichen Struktur der Universität würde. Vielmehr ist die Universität die Erfüllung des Wissenkönnens in seinem weitesten Umfang aus der Einheit der Wissenschaften als einem Ganzen. Dieses Ganze aber ist Problem. Es ist die Frage nach der sinnvollen Einteilung der Wissenschaften.» Jaspers, a. a. O., S. 70.<sup>14</sup> Als Beispiel sei hier die ganze Vortragsfolge dieser Reihe wiedergegeben: 1. Die geistigen Grundlagen des mitteldeutschen Bildungswesens; 2. Das sowjetische Hochschulsystem; 3. Die sowjetische Strafrechtswissenschaft; 4. Der historische Materialismus und die Geschichtswissenschaft in der Sowjetunion; 5. Bolschewistische Revolution und russische Tradition; 6. Der Einfluß der dialektischen Materialismus auf die medizinische Forschung in der Sowjetunion; 7. Die Philosophie des Bolschewismus. Erwähnt werden muß auch, daß jeder Vortrag der Mainzer Universitätsgespräche ausführlich protokolliert wird; die Protokolle werden nach Ablauf der ganzen Reihe gedruckt, um den Beteiligten einen leichten Überblick über das Thema an die Hand zu geben, darüber hinaus aber eine stärkere Wirkung in die Breite zu erzielen.<sup>15</sup> Natürlich ist nicht zu verschweigen, daß auch Schwierigkeiten aufgetaucht sind. Aber sie sind meistens äußerer Art; oft fehlt es bei den Vortragenden und den Diskussionsteilnehmern noch an hinreichender Vorbereitung, die durch die Schwierigkeit des Gesprächsgegenstandes unbedingt gefordert wird. Der Zeitmangel spielt auch hier seine böse, sinnzerstörende Rolle. Ein weiteres Hemmnis liegt in der Kürze der Diskussion, die im allgemeinen zwei Stunden nicht überschreiten kann und so manchmal abgebrochen werden muß, wenn sie beim Kern der Sache angekommen ist. Die große Teilnehmerzahl endlich kann das Gespräch hinziehen und sogar richtungslos werden lassen. — Es wird aus solchen und ähnlichen Gründen augenblicklich daran gedacht, in einem kleinen Kolloquium von Professoren und Assistenten die für die Universitätsgespräche in Frage kommenden Themen zu diskutieren; das kann sowohl als Vorbereitung einer Vortragsreihe geschehen als auch im Sinne einer intensiveren und in genauere Details gehenden Auswertung. Wichtiger ist dabei überhaupt der Umgang mit den Problemen, die nur im Kontakt mit den Vertretern anderer Wissenschaften besprochen werden können.